

Bezugs-Preis
für Halle und Umgebungen 2,50 Mark.
Für die Post bezogen 3 Mark für das Vierteljahr.
Die halbjährige Zeitung erhebt monatlich 12 Mark.
Grosz-Belegungen.
Anzeigens-Unterstützungsbüro, Halle, Köpcke-Strasse.
Monatliche Bekanntmachungen für den Saalekreis,
Halle, Verden, a. S. Anzeigens-Unterstützungsbüro, a. S. Köpcke-Strasse.



Ausgabe-Gebühren
für die fünfjährige Zeitung oder deren Nam.
für Halle 75 Pfennig, für die 25 Pfennig.
N. Namen am Schluss des rechtswidrigen Inhalts 25 Pfennig.
Kopiergebühren für die 25 Pfennig.

Halle'sche Zeitung

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Nr. 346. — Jahrg. 192. Halle a. S., Mittwoch 26. Juli 1899. Redaktion u. Expedition: Halle a. S., Leipzigerstr. 87. Berliner Bureau: Berlin SW., Bernauerstr. 3.

Handwerk und Fabrikbetrieb.

Bei der jüngst in Erfurt abgehaltenen Konferenz von Regierungsoberrenten, Reichstagsabgeordneten und Leitern der Handwerkervereine wurde u. A. auch die Schwierigkeit erörtert die sich für die Durchführung des Handwerkerorganisationsgesetzes aus der Verschiedenheit der Unterordnung zwischen Handwerk und Fabrikbetrieb ergeben haben. Wesentlich geht das betreffende Gesetz dahin, daß nur die handwerksmäßigen Betriebe zum Beitritt zu den eventuell zu errichtenden Zwangsvereinen verpflichtet sein sollen, es unterläßt aber, eine allgemein gültige Definition des Begriffs eines Handwerkbetriebes zu geben, so daß die Entscheidung über die Beitrittspflicht von Fall zu Fall zu treffen ist. Gehört auf diesen Umstand haben zahlreiche Gewerbetreibende ihren Beitritt zu einer Zwangsvereinigung aus dem Grunde verweigert, weil sie ihren Betrieb als einen Fabrikbetrieb aufwiesen.

Zweifellos wird sich bei der weiteren Durchführung der Handwerkerorganisationsgesetz nach öfter ereignen und es ist leicht begrifflich, daß man in vielen Handwerkerkreisen das Fehlen dieser Grenzbestimmungen in Bezug auf Handwerk und Fabrik als eine bedauerliche Lücke betrachtet. Und doch ist dieses Bedauern nicht ganz gerechtfertigt. Welche Schwierigkeiten sich einer für alle Fälle gültigen Definition des Begriffs Handwerk entgegenstellen, hat sich nicht nur bei der Beratung des Organisationsgesetzes im Reichstag gezeigt, sondern ist auch durch die Handhabung der bisherigen Bestimmungen der Gewerbeordnung zu Genüge dargestellt worden. Andererseits hat sich mit der Einführung dieser Handhabung eine Praxis der Verhältnisse gebildet, welche in der Beurteilung dieser Frage hemmsüchtig, welche im Allgemeinen auch den weitestgehenden Wünschen aus Handwerkerkreisen genügen dürfte. Schon die Motive zu der Gewerbeordnungsnovelle von 1898 bemerken, daß bei der großen Mehrzahl gewerblicher Anlagen die Anwendung der Begriffe Handwerk und Fabrik für die Praxis kaum Zweifel erregen werde. Zudem hat man gewisse Merkmale zusammengestellt, nach welchen die Entscheidung zu treffen wäre. Als ein sehr wesentliches Merkmal für die Unterscheidung zwischen Fabrikbetrieb und Handwerkbetrieb ist insbesondere die Arbeitsstellung unter den Gehilfen zu betrachten, indem bei einem Fabrikbetrieb nicht das ganze Stück von Anfang bis zu Ende von einem und demselben Arbeiter hergestellt zu werden pflegt, sondern das Werk in seinen verschiedenen Stadien oder Theilen durch verschiedene Hände

geht. Auch der Umstand, daß der Unternehmer sich auf die Leistung des Unternehmens beschränkt, und an der Herstellung der Produkte nicht selbst mit eigener Hand theilnimmt, wird als ein erhebliches Unterscheidungsmerkmal angesehen. Wenigstens hat das Reichsgericht bereits verschiedene Urtheile in diesem Sinne gefällt. Eine bestimmte Arbeiterzahl, bei deren Vorhandensein ein Betrieb stets als Fabrik anzusehen wäre, gibt es nicht. Dabingehende Beiträge sind im Reichstagsgesetz eingetragelt, aber abgelehnt worden. Es kommt vielmehr darauf an, ob die Zahl der Arbeiter im Verhältnis zu der in anderen gleichartigen Betrieben regelmäßig vorhandenen Mannkraft eine hohe ist, und ob auch noch andere Merkmale des Fabrikbetriebes vorliegen. Daneben kommt auch die Ausdehnung der Betriebsräume und anderer lebender Betriebs-einrichtungen in Betracht, wenn auch nur relativ, d. h. im Vergleich mit den Verhältnissen anderer gleichartiger Betriebe und unter Berücksichtigung der übrigen Umstände. Als weiteres Unterscheidungsmerkmal gilt der manuelle Betrieb. Die Verwendung von Maschinen ist namentlich dann von Bedeutung, wenn der Betrieb hauptsächlich auf der Maschinenarbeit beruht. An letzter Stelle wird man auch den Umfang der Produktion in Rücksicht zu ziehen haben.

Alle diese Unterscheidungsmerkmale sind naturgemäß nicht zu einer absolut gleichmäßigen Anwendung geeignet. Das ist auch auf der eingangs erwähnten Konferenz in Erfurt anerkannt worden. Es wurde dort auch von den Vertretern des Handwerks angegeben, daß es nicht möglich erscheine, eine alle Fälle treffende Definition des Begriffes Fabrik zu geben; eine Unterscheidung zwischen handwerksmäßigen und Fabrikbetrieben könne nur in dem einzelnen Falle aus der Gruppierung aller in Betracht kommenden Momente genommen werden. Die Grundanschauung der Konferenz ging aber dahin, daß, wo immer eine systematische, längere, gewerbliche Verbindung statthabe und Arbeitsteilung nicht die Regel bilde, im Allgemeinen das Vorliegen eines Handwerkbetriebes anzunehmen sei, auch wenn größere Arbeiterzahl und Betriebsräume, Verwendung von Maschinen und umfangreiche Produktion damit verbunden sei. Der Umstand, daß zugleich Handel getrieben werde, schließt nicht aus, daß daneben auch ein Handwerk in Sinne des Gesetzes und damit die Wohlwendigkeit der Zugehörigkeit zur Zwangsvereinigung vorliege. Wenn nach diesen Grundbegriffen verfahren wird, kann die Unterscheidung von Handwerk und Fabrik keine Schwierigkeiten machen, die nicht zu überwinden wären. Mit der Zeit werden sich die Ansichten und Verhältnisse noch weiter klären, so daß

für die Handwerker kein Grund vorliegt, die Ausführung der Organisationsgesetzes mit Mißtrauen zu betrachten. Immer und immer wieder muß betont werden, daß die Wirkung dieses Gesetzes von der Initiative abhängt, zu der sich die Handwerker auf Grund der vorhandenen Bestimmungen aufschließen; diese Initiative ist viel richtiger als der Beitritt oder das Fehlen desselben in einem anderen Betriebes im Rahmen der Organisation.

Deutsches Reich.

Centrum und Deutschthum. Zu dem in Neisse vom 25. bis 31. August stattfindenden deutschen Katholikentage sind auch die Polen eingeladen worden. Polnische Zeitungen schreiben anlässlich dessen Folgendes: Da wir die katholische Kirche und den Nutzen der katholischen Verkündigung anerkennen, sind wir umso mehr geneigt, der Einladung zu folgen, als in Schließen die vorerwähnten Einflüsse der Sozialdemokratie in immer weitere Kreise dringen. Doch trüben wir daran einige Bedenken. 1. Wäre das Komitee des Vorbereitungsausschusses der deutschen polnischen Zeitungen in Schließen, Oth- und Wehrpöhlen, sowie Bienen einen 2. würde dafür Sorge getragen werden, daß alle Polen, Predigten, Vorträge und Lokale für die polnischen Teilnehmer gleichzeitig in polnischer Sprache gehalten werden. Daraus wird das Komitee zeigen, daß es die „Bermanifestation durch die Kirche“ nicht zu betreiben will. Wenn das Komitee sich zur Erfüllung obiger Forderungen nicht entschließen sollte, so wird kein Pol in dem Katholikentage in Neisse theilnehmen, dann werden wir die Einmüthigkeit des Glaubens und religiösen Trost wo anders suchen, nicht in Neisse.

Von Rechtswegen sollte man es nicht für möglich halten, daß auch einem deutschen Katholikentage polnische Vorträge und Lokale zugewiesen werden. Aber noch ist dem Centrum nicht gutzutrauen. Es hat eben Anspruch auf Deutschthum eingestiftet. Denn es hat in Bayern bei den Landtagswahlen öffentlich mit der deutschthümlichen, internationalen Sozialdemokratie ein Bündniß geschlossen; es hat die Bezeichnung: „Deutsche Katholikerverammlung in Neisse“, die ein deutsches Wort jüngst gebraucht hat, für seine führende Zeitschrift erklärt. Man sollte es nicht glauben, und doch ist es wahr. Das führende Organ des Centrum's, die „Kath. Volks-Ztg.“, ist über den citirten Ausdruck des Wortes in einem wahrhaft „heiligen“ Zorn ergriffen; es erklärt in der Beschreibung der Katholikerverammlung als „deutsch“ das „Aussprechende“ der Polen, die von der Katholikerverammlung ausgeschlossen“, und schreibt deshalb: „Demgegenüber erklären wir, daß die Generalversammlung a 11e

Die Beduinen Aegyptens.

Die kürzlich erschienene Zusammenstellung des Ergebnisses der vor zwei Jahren in Aegypten veranstalteten Volkszählung theilt die beduinische Bevölkerung des Landes in die drei Gruppen: die nomadischen, die in ausschließlich von ihnen benutzten Niederlassungen sesshaft und die mit den Eingeborenen gemischt angeordnete Beduinen. Die Eintheilung in nomadische und in sesshafte Beduinen dürfte in Europa fremden, denn gewöhnlich verstehen wir unter einem Beduinen den als kriegerischer Hirt in der Wüste umherziehenden Araber. Diese Auffassung ist nicht nur die herkömmliche, sondern ist auch, wie in einem Aufsatze der „Köln. Zg.“ ausgeführt wird, sprachlich wohlbegründet, denn Beduine kommt von dem arabischen badaw, was wiederum von badā (Wüste) hergeleitet wird. Demnach wäre also ein Beduine immer ein Wüstenbewohner, ein solcher kann aber naturgemäß niemals sesshaft sein. Trotzdem hat die ägyptische Regierung mit ihrer Eintheilung recht, und zwar aus praktischen Gründen. Die Beduinen des Niltals bilden nämlich, auch wenn sie seit Menschenalter sesshaft geworden sind, eine durch Sprache und Sitte nicht weniger als durch allerlei Sonderrechte von der übrigen Bevölkerung getrennte Klasse. Während die eigentlichen Aegypten eine homogene, obgleich zum Theil stark femitische Rasse darstellen, sind die Beduinen mit wenigen Ausnahmen reine Araber. Schon mit Anru sollen im Ganzen etwa 14000 Araber herübergekommen sein, und die Einwanderung hat dann bis heute stetig fortgedauert. Bisweilen lassen sich sogar ganze Stämme über Aegypten ergießen, wie im 13. Jahrhundert die große Gruppe der Beni-Hilal.

Am 1. Juni 1897 betrug die Gesamtzahl der ägyptischen Beduinen mit Ausschluß derer von der Eintheilung, die so gut wie unabhängig sind) 601 427 Köpfe, also fast 3 Prozent der ganzen Bevölkerung. Von dieser Zahl führten 70 472 eine rein nomadische Lebensweise; 290 075 waren in nur in ihnen benutzten Niederlassungen sesshaft, und 240 880 wohnten mit den Eingeborenen gemischt angeordnet. Dem Wüde, das man sich in Europa von dem freilebenden Beduinen des wilden Niltals keineswegs zu machen pflegt, entspricht freilich die Lebensweise dieser so zu sagen zaden Beduinen recht wenig. Hochstens bei der nomadischen Gruppe finden sich noch manche Verhältnisse mit dem echten, von den altarabischen Dichtern verkündeten Be-

duinensthum, das sich heute nur noch bei den Stämmen im Innern der arabischen Halbinsel erhalten hat. Auch die ägyptischen Nomaden führen das Leben wandernder Hirten in der Wüste, aber infolge der besonders Verhältnisse in Aegypten ist ihr Loos neuerdings so unerträglich hart geworden, daß eine Fortsetzung dieses Daseins für die Zukunft kaum möglich sein wird. Diese Beduinen leben jahraus jahrein in schwarzen Zeltten, von ihnen wird, d. h. Hüter aus Goar genannt, deren Dachstüben von den Weibern aus dem unvernünftigen Ziegenhaar gewoben werden. Die bangstehenden Seitenwände sind aus Schafwolle, die Zeltstiele aus hartem Palmholz gefertigt. Das ganze Zelt ist meist kaum 4 m lang, 2 m breit und 2 m hoch, man kann daher nicht aufrecht darin stehen. Eine Scheidewand in der Mitte theilt es in zwei getrennte Räume: das Weibergemach links, rechts das Männerabtheil. Ebenso dürftig wie die Wohnung ist der Hausrath. Stühle, Tische, Betten und dergl. giebt es nicht. Im Männerraum liegen meist einige Schafelle, die bei Tage als Sige, bei Nacht als Lager dienen; dazu kommt, aber auch nur bei den Wohlhabendern, das unansehnliche Kaffeegerät, bestehend aus einer eisernen Pfanne, einem Wörter zum Zerstampen der Bohnen, drei kupfernen Bechern mit riefigen Schenkeln und aus einigen hakenförmigen Töpfen. Im Weibergemach giebt es ein paar Wassererschläuche aus Ziegenhaut, einige verzinnte Kochgeschel, eine unangeheure Folgeschale, aus der die Familie trinkt. Das ist die ganze Verköstlich. Die Kleidung ist sehr einfach als zweifelhäufig; für die Männer ein dünnes, blauschwarzes Mäntelchen, das vorne offen ist und aus unbekanntem Grunde überhaupt keine Aermel hat, ferner ein langes, weißes, oder doch beim Einkauf ein weiß gewaschenes Baummollwand. Was das Mäntelchen zu wenig hat, hat das Hemd zu viel, nämlich ein Paar Aermel, die sich nach unten tief über die Hüften erstrecken um in einem, bis auf die Erde herablangenden Zipfel auszulassen. Im Gemengeln von Töpfen dient dieser Zipfel zur Aufnahme kleiner Gegenstände, die einfach hineingekotet werden. Als Kopfputz ist eine Wollmütze in Gebrauch, darüber läßt man ein weißes, dreieckig gefaltetes Tuch herabfallen, das durch einen schwarzen, ringförmig den Kopf umschließenden Doppelstrich in seiner Lage festgehalten wird. Die Füße sind durch Sandalen, die aus Rameelhaut roh zurechtgeschnitten werden, entgarnen geschützt. Die Weiber tragen einen weiß, mit Zindio blau gefärbten Leibrock, ein schwarzes Tuch, das Kopf und Schultern deckt, und einen das

Gesicht bis zu den Augen verfallenden Schleier, an dem als Zierath meist eine vollstündige kleine Mägenanhangung baumelt. Die kleinen Kinder beiderlei Geschlechts laufen der Einfachheit wegen fast nackt herum.

Die die Kost der Leute beschaffen ist, kann man sich nach dem Obigen leicht vorstellen; sie essen im Grunde nur ein einziges Gericht: Weizen- oder Maismehl, das mit Wasser und etwas Salz zu einem Teig angerührt und dann zu einer Art von Brod zusammengedrückt wird; als Zuspäße giebt es meist angeäuertem Ziegenmilch oder geschmolzene Butter. Fleisch bekommen sie höchstens ein paarmal im Jahre zu kosten. Ihre einzigen Genussmittel sind Kaffee, und zwar Santos, sowie türkischer Tabak, der aus großen Serpentinsteinstücken geräuchert wird. Wie beschreiben die Ausgaben dieser armen Hungerlender sein mögen, ihre harte Auslage auf den Kopf jährlich beläuft sich doch auf mindestens 120 Mk., die aus dem Verkauf von Wied gelöst werden müssen. Die Beduinen züchten Ziegen, Schafe, Esel und Kamelle. Wäre nun die Wüste das ganze Jahr hindurch genügend Unterhalt für diese Thiere, so könnte einer beliebigen Vermehrung der Weiden, deren Unterhalt je unwohl ist, nichts im Wege. Leider bieten jedoch die Aegypten umgebenden Wüsten nur während und unmittelbar nach dem Regenzeit, also vom November bis zum Juni, einen gewissen Pflanzenwuchs; im Sommer verdröht alles Grün. Daher sind die Nomaden gezwungen, im Sommer mit ihrem Vieh an die Grenze des Fruchtlandes zu ziehen, um es dort an Reizen und Weiden das dürftige Futter abweiden zu lassen. Natürlich tritt dann bald Mangel ein, und das Vieh verhungert entweder oder muß herabgenommen, wie es ist, zum halben Preise verkauft werden. Es liegt auf der Hand, daß unter diesen Verhältnissen die Nomaden in Aegypten früher oder später zu Grunde gehen müssen. Thatsächlich läßt sich bereits jetzt ein bedeutender Rückgang wahrnehmen feststellen. So gab es 1882 noch 98 196 unter Zellen lebende Beduinen, im Jahre 1897 nur ihre Zahl bereits auf 70 472 herabgefallen. Danach dürfte es um die Mitte des kommenden Jahrhunderts kaum noch ägyptische Nomaden geben, sondern dann werden auch die letzten entwerdet zu sesshafter Lebensweise übergegangen oder ausgewandert oder — verhungert sein. Uebrigens ist die Urtiefe dieses Rückganges nicht etwa in einer klimatischen Veränderung, einem Trockenwerden der Wüste zu suchen, für eine derartige Abnahme liegt nicht der geringste Anhaltspunkt vor. Vielmehr würden hier aus schließlich politische und wirtschaftliche Verhältnisse mit. Bis in dieses Jahr



(Nachdruck verboten.)

Die Rubininen von Rohilkund.

25) Roman von A. B. Marchmont.

„Ich bin gekommen, um Mrs. Markham zu fragen, ob sie einen gewissen Rolande Lespard kennt,“ sagte Mrs. Davenant zu Graf Montalt.

„Ich kann diese Frage für meine Braut beantworten. Es ist nicht der Fall. Bis jetzt hat sie überhaupt noch nicht viel Franzosen kennen gelernt, nach unserer Hochzeit wird sich vielleicht die Liste ihrer Bekannten erweitern. Natürlich wissen Sie durch Ihre Berichterstatteerin, Miß Merrion — sollen wir Merrion sagen? — daß Mrs. Markham mir die unaussprechliche Ehre anthon will, meine Gemahlin zu werden.“ Es entging Mrs. Davenant nicht, daß er vor dem Namen „Merrion“ eine Pause machte.

„Miß Merrion hat mir nichts gesagt, will mir nichts sagen, und das ist der Grund, weshalb Sie mich hier sehen.“

„Wie diskret von Miß Merrion!“ rief er in erheuchelter Begeisterung aus. „Wer möchte nicht stolz sein, das Vertrauen einer solchen jungen Dame zu besitzen? Ich nehme ein lebhaftes Interesse an Miß Merrion und freue mich aufrichtig, daß Sie nicht von ihr hergeschickt worden sind.“

„Ich komme in Mr. Cheritons Auftrag; er ist ein Verwandter von mir, mein Nefse.“

„O, der Nefse Ihres werthen Herrn Gemahls!“ fiel er höhniisch ein.

„Ja, der Nefse meines Gatten. Er hat uns ein so lebhaftes Bild von Ihnen entworfen, daß es mir auf der Stelle klar wurde, wen es vorstellte; das führt mich eben her.“

„Und in welcher Absicht kommen Sie nun?“

„Um Mrs. Markham die Augen über Sie zu öffnen.“

Oh, wie liebenswürdig von Ihnen! Aber bemühen Sie sich nicht, bitte. Ich möchte nicht gern, daß meine zukünftige Gemahlin die Bekanntschaft einer Dame macht, die einst beinahe — meine Geliebte geworden wäre.“ Er legte besonderen Nachdruck auf die letzten Worte.

Mrs. Davenant erröthete vor Zorn. „Schurke, wie dürfen Sie so etwas sagen!“

„Ich kann ein Märtyrer der Wahrheit werden, wenn es sein muß. Ist denn Ihrem Herrn Nefsen diese interessante kleine Episode aus Ihrem Leben bekannt? In dem Falle würde ich mich wundern, daß er gerade Sie mit einem Auftrage für meine Braut bedacht hat. Ich weiß ja, die jungen Männer von heutzutage haben etwas laie Begriffe, aber von Cheriton hätte ich das doch nicht erwartet. Vermuthlich glaubte er, seine eigene Ehrbarkeit würde den Unterschied ausgleichen.“

Seine frechen Anspielungen verletzten die Dame auf's Empfindlichste, aber sie bezwang sich. Unverschämte Dreifügigkeit war ihm ja eben so geläufig, wie elegante Höflichkeit, und außerdem sagte sie sich, daß er nicht ziellos spreche, sondern mit seinen Ausfällen eine bestimmte Absicht verbinde

„Diese groben Beleidigungen sollen Ihnen nicht ungestraft hingehen,“ entgegnete sie scharf, „aber jetzt lasse ich mich nicht dadurch täuschen. Ich kenne Sie zu genau, um mich von Ihnen beliebig bestechen oder einschüchtern zu lassen. Sie wissen ebenso gut wie ich, warum ich hier bin.“

„Ich will nicht hoffen, daß Sie unsere früheren Beziehungen wieder zu erneuern wünschen; ich könnte Sie nicht heirathen, selbst wenn Ihr Gatte gestorben sein sollte.“

„Sie sind ein erbärmlicher Feigling!“ entfuhr es Mrs. Davenant unwillkürlich, denn der neue Hieb traf sie wie ein Schlag ins Gesicht.

„Diese kleinen Ausbrüche stehen Ihnen allerliebste, fast noch so gut wie früher. Damals galten sie allerdings Ihrem Gatten, nicht, wie jetzt, Ihrem Geliebten,“ lächelte er.

Aber Mrs. Davenant hatte sich indessen gefaßt. „Geben Sie sich nur keine Mühe; Sie sollen mich nicht wieder ärgern. Ich habe ein festes Ziel im Auge und bin hier, um es zu erreichen. Sie haben sich zwischen meinen Nefsen und Miß Merrion gestellt. Sie haben dem Mädchen durch gewisse Mittel Schweigen auferlegt und sie so einzuschüchtern verstanden, daß sie beinahe von Sinnen ist. Was soll das heißen? Wollen Sie mich freiwillig darüber aufklären, oder muß ich mir die Antwort erzwingen?“

„Außerst liebenswürdig von Ihnen, mir so viel Einfluß über die Dame zuzuschreiben,“ sagte er ironisch lächelnd, „aber ich bin wirklich leider nicht so glücklich und auf der anderen Seite auch nicht grausam genug, um ein Paar sich so treu liebender Herzen zu trennen. Mir soll es recht sein, wenn die Hochzeit morgen schon stattfindet.“

„Sie haben Miß Merrion von ihrer Freundin hier entfernt.“

„Nein, ganz im Gegentheil — sie hat sich selbst entfernt. Allerdings muß ich hinzufügen, ich würde sie entfernt haben, denn ich wünsche nicht, daß meine zukünftige Gemahlin mit ihr verkehre.“

„Ein Kompliment für mich — Sie stellen mich auf dieselbe Stufe, wie sie!“

„Nicht ganz,“ erwiderte er. „Sie hatten nur die Absicht, während jene wirklich schuldig ist.“

„Was soll das heißen?“ rief Mrs. Davenant außer sich. „Sie wagen es —“

„Lassen Sie sich das von Sir Edmund Vandale erklären,“ fiel er ihr ins Wort, „dann werden Sie wissen, zu welcher Klasse von Leuten sie zählt.“

„Wollen Sie andeuten —“

„Ich deute gar nichts an.“ Ich konstatiere einfach, daß Sir Edmund Vandale derjenige Mann ist, den Miß Merrion — wie sie sich nennt — nicht geheirathet hat. Fragen Sie ihn doch darnach — oder sie selbst! Warum sollte sie sich in so geheimnißvolles Schweigen hüllen, wenn sie nichts zu verbergen hätte? Und was Ihren Mr. Cheriton betrifft, mag er sie doch heirathen, wenn er noch Lust dazu hat!“

Der feige Streich hatte getroffen. Mrs. Davenant fand kein Wort der Erwiderung. Es widerstrebte ihr, von Dessie Böses zu denken, ihr ganzes Innere empörte sich dagegen, den verleumderischen Anschuldigungen des Grafen auch nur einen Moment Glauben zu schenken, aber gerade die Ungeheuerlichkeit der Anklage war es, die sie unwillkürlich bestürzt und nachdentlich machte.

„Ich glaube von alledem kein Wort, nein, nicht ein einziges,“ sagte sie nach einer Pause. „Diese schändliche Beschuldigung ist nur das Werkzeug zu irgend einem teuflischen Plane, den Sie im Schilde führen.“

„Nun, wenn Sie es so haben wollen, mir auch recht,“ versetzte er leichtthin und zuckte die Schultern. „Es steht Ihnen ja frei, sich zu überzeugen.“

„Wer ist dieser Sir Edmund Landale?“

„Fragen Sie doch Miß Merrion danach — oder meinen wegen auch ihn selbst. Jedes Adreßbuch sagt Ihnen seine Wohnung; wenn Sie wünschen, begleite ich Sie selbst hin. Sie verkennen mich gänzlich. Ich nehme lebhaften Antheil an dem Geschieh dieser jungen —“

„Nah, Ihre Antheilnahme kennt man!“

Er runzelte die Stirn. „Haben Sie vielleicht noch etwas zu fragen oder mir mitzutheilen, sonst —“

„Ich gebe nicht eher, bis ich Mrs. Markham gesprochen habe.“

„Damit werden Sie Ihrer Freundin keinen Gefallen thun!“

„Und Ihnen auch nicht,“ gab sie prompt zurück. „Trotzdem bleibe ich bei meiner Absicht.“

„Gut; dann werde ich sie holen.“ Er verbeugte sich ernst und schritt der Thür zu. Dort wendete er sich nochmals um und bemerkte: „Ich will mein Möglichstes thun, um meine Braut dieses eine Mal zu einer Unterredung mit Ihnen zu bewegen, wündern sie sich indeß nicht, wenn sie Ihnen nur mit karger Höflichkeit begegnet.“

Er verbeugte sich wieder, und ein eigenthümliches Lächeln umspielte seine Mundwinkel, als er das Zimmer verließ.

Eine Fluth von Gedanken stürmte auf Mrs. Davenant in, während sie wartend dasaß. Nach einiger Zeit wurde sie ungeduldig, und ihre Ungeduld wuchs, als sie, auf die Uhr blickend, bemerkte, daß schon eine Viertelstunde verronnen war. Endlich — die Viertelstunde hatte sich beinahe zur halben ausgedehnt — erhob sie sich und drückte auf die Klingel. Der Diener trat ein.

„Reiß Mrs. Markham, daß ich sie in einer sehr dringenden Angelegenheit zu sprechen wünsche? Bitte benachrichtigen Sie die Dame doch davon!“

„Mrs. Markham, Ma'm?“ sagte der Diener erstaunt. „Die ist mit dem Herrn Grafen schon vor einer kleinen halben Stunde ausgegangen.“

„Ausgegangen? Aber ich habe ja hier auf sie gewartet!“

„Da muß ein Irrthum vorliegen. Die Herrschaften haben gewiß geglaubt, Sie hätten sich entfernt. Der gnädige Herr hat mir einen Brief für Sie gegeben, im Fall Sie wiederkommen sollten. Doch Mrs. Davenant?“

„Ja. Bringen Sie mir den Brief, bitte.“

Der Mann kehrte mit dem Schreiben zurück, und die Dame riß es hastig auf.

„Liebe Konstanze!“

Wie Sie sehen, will meine Feder durchaus bei der alten Anrede bleiben. Leider läßt sich meine liebe Dora nicht bewegen, Sie zu empfangen, es bleibt mir also weiter nichts übrig, als Sie im Hause allein zurückzulassen. Vielleicht ist es so auch am besten — meiner theueren Braut Gesundheit ist doch nicht so kräftig, daß ich ihr zumuthen dürfte, Zeuge zwischen

dem Wiedersehen ihres Bräutigams und einer alten Flamme von ihm zu sein. Ich muß darauf verzichten, mich persönlich bei Ihnen zu verabschieden, wir haben uns zu einem kleinen Landaufenthalt gerüstet und die Zeit drängt.

G. d. M.“

Als Konstanze diese Worte las, biß sie sich beinahe die Lippen blutig vor Verdruß, daß es dem Grafen gelungen war, sie so zu überlisten. Sie erklärte dem Diener, daß sie, wieder mal vorsprechen würde und verließ hastig das Haus.

Ueber die Absicht des schlaunen Burschen war sie natürlich nicht im Zweifel: er war fest entschlossen, daß sie vor der Hochzeit mit Mrs. Markham nicht reden sollte, und hatte dieselbe schnell aus London entfernt.

Da man vereinbart hatte, daß etwaige Nachrichten für Mrs. Davenant nach Toms Wohnung geschickt werden sollten, begab sich die Dame zunächst dorthin und fand eine dringende Aufforderung ihres Neffen vor, sogleich zurückzukehren, da der Onkel einen bedenklichen Rückfall gehabt habe. So schrieb sie denn eilig ein paar Zeilen an Dessie, um ihr mitzutheilen, daß sie London wieder verlassen habe, und sprach ihr nochmals Muth und Hoffnung zu.

Dessie war inzwischen zu einem Entschluß gekommen.

Mrs. Davenants Besuch hatte sie sehr beunruhigt. Sie sagte sich, daß gerade die, die ihr die Liebsten auf der Welt waren, ihr jetzt hindernd in den Weg traten und daß dieselben trotz ihrer flehentlichen Bitten und Warnungen durch ihr unzeitgemäßes Einmischen dem Unglück Thür und Thor öffneten, welches sie selbst durch die schwersten Opfer abzuwenden suchte. Was konnte sie thun, um die Freunde von dem zwar der ärtlichsten Liebe entsprungenen, aber in seinen Folgen so verhängnißvollen Plane abzubringen? Sie sah nur einen Ausweg — schnelligste Flucht.

Schon einmal hatte sie mit der Vergangenheit gebrochen, und das mußte jetzt wieder geschehen. War es ihr das erste Mal so gut geglückt, warum sollte es jetzt nicht wieder der Fall sein, wo sie durch Erfahrungen aller Art für den Kampf so viel besser ausgerüstet war, wie früher.

Montalt sollte seine Juwelen wieder bekommen, und dann wollte sie spurlos aus London verschwinden, einen andern Namen annehmen und in irgend einer großen Stadt ein neues Leben beginnen.

Eben war sie mit ihrem Entschluß im Reinen, da wurde ihr ein Telegramm überbracht, worin sie der Graf benachrichtigte, er würde ihr statt Montag schon am folgenden Tage seine Aufwartung machen. Das paßte vortrefflich zu ihrem Plan, und sie machte sich sogleich auf den Weg nach der Bank, um ihr Depositum zu holen.

Da lag zu ihrer großen Ueberraschung ein Brief für sie von Daphne. Das Mädchen kündete ihr an, daß sie nach London kommen würde, und bat, sie sogleich wissen zu lassen, wo man sich treffen könne. Nach kurzer Ueberlegung gab sie ein Telegramm unter dem Namen „Merrion“ auf und nannte die Adresse ihrer eigenen Wohnung.

Der Brief hatte ihren Gedanken eine ganz neue Richtung gegeben und einen Plan in ihr entstehen lassen, über dessen Ausführbarkeit sie nachgrübelte, als sie langsam ihrem Heim wieder zuschritt.

Konnte sie denn nicht mit Daphne diesem Lande überhaupt den Rücken kehren und sich in einer fernen Kolonie niederlassen, wo Niemand sie und ihre traurige Geschichte kannte, wo es ihnen leichter wurde, Leid und Freud der entschundenen Tage zu vergessen?

(Fortsetzung folgt.)

[Nachdruck verboten.]

Die Miethsteigerung.

Eine lustige Geschichte von Max Feder.

Lona trat vor den Spiegel, um zu sehen, ob ihren Augen noch das Weinen anzumerken sei. Sie betupfte die Lider mit kaltem Wasser, und als sie bei nochmaliger Prüfung ihr Aussehen zufriedenstellend fand, holte sie aus einem verborgenen Winkel ihres Schreins ein Päckchen mit Briefen hervor, das mit einem rothen Bändchen umbunden war, schob es in die Tasche, hängte die Musikmappe auf den Arm und verließ ihr Zimmer.

Zu gleicher Zeit hatte ihr Vater, der reiche Hausbesitzer Wenzel, darüber nachgedacht, wie er die besorgende theuere Badereise decken könne, ohne seine schönen Kapitalien anzugreifen, und da war er auf die in unserer Zeit so nahe liegende Idee gekommen, seine Miether zu steigern. Die Miether der Vorderwohnungen waren schon in den Vorjahren nicht wenig gesteigert worden, — nun sollten die kleinen Leute in den Hinterhäusern daran kommen.

„Liebe Lona,“ sagte Papa Wenzel zu seiner Tochter, „die Post liegt ja auf dem Wege zu Deiner Musiklehrerin. Da kannst Du diese Briefe hier mitnehmen und einschreiben lassen, aber verbummele es ja nicht, denn heute ist der letzte Termin, an dem die Steigerung noch zulässig ist.“

Lona schob die Briefe des Vaters in ihre Musikmappe und ging davon. Ihre Gedanken waren unterwegs keine tröstlichen, und sie mußte sich recht zusammennehmen, um die aufsteigenden Thränen zu unterdrücken. Es war auch eine zu jammervolle Welt. Sie, die hübsche und reiche Hausbesitzerstochter, hatte sich herabgelassen, einen einfachen, armen Buchhalter, Namens Karl Liebig, zu lieben, sie hatte sogar Liebesbriefe mit ihm gewechselt und sich mit dem ziemlich aussichtslosen Gedanken getragen, ihre Eltern zur Einwilligung in die Heirath zu bestimmen, und nun — gestern hatte sie ihn ganz deutlich im Ausstellungspark an der Musikkapelle mit einem jungen Mädchen vorbeistreichen sehen, mit dem er Arm in Arm ging und zärtliche Blicke wechselte. Sie hatte ihm darauf geschrieben: auf dem Wege zu den Musikstunden solle er sie treffen, seine Liebesbriefe in Empfang nehmen und ihr die ibrigen zurückgeben.

Sie schaute sich nach ihm um und bemerkte jetzt erst, daß sie schon ein beträchtliches Stück am Postamt vorbeigeschritten sei. Das war ärgerlich. Sollte sie die ganze Strecke wieder zurückgehen? Da traf es sich denn glücklich, daß sie den Portier des Wenzel'schen Hauses begegnete. Das Besorgen der Briefe wäre ohnehin seine Sache gewesen.

„Ach bitte, lieber Schulze,“ sagte sie zu ihm, „gehen Sie doch zur Post und lassen Sie diese Briefe einschreiben.“

Schulze zog mit den Briefen ab. Wenige Schritte weiter befand sich das Denkmal, an welchem sie schon öfter mit Karl zusammengetroffen war. Und richtig, da stand er auch heute, mit einem wahren Armenfündergesicht, von dem sie seine Schuld ablesen konnte.

Mit einer königlich verachtenden Gebärde reichte sie ihm, ohne ein Wort zu sprechen, die Briefe hin.

„Aber, Lona,“ stotterte er, „Du wirst doch nicht auf einen bloßen Verdacht hin —“

„Ich glaube, mein Herr,“ erwiderte sie mit scharfer Stimme, „wir sind fertig mit einander und ich bitte, mich nicht länger aufzuhalten.“

Aber, Lona, es war wirklich nur ein Mißverständnis. Die Dame, mit der ich im Ausstellungspark war — —“

„Schöne Dame,“ sagte Lona verächtlich.

„Lona, ich liebe ja nur Dich allein, und wenn Du mir Deine Liebe entziehst, nehme ich mir das Leben.“

„Ganz nach Belieben!“

„Und mein Geist würde Dir keine Ruhe lassen.“

Das wäre mir besonders interessant. In unserem Parke in Wansee befindet sich eine alte Ruine, und wir haben es längst bedauert, daß dort nicht ein richtiger Geist spukt. Diese Ruine dürfen Sie nach Ihrem Tode als Ihre Wohnung betrachten.“

„Ich danke,“ sagte er matt, „Ihr Vater würde mich doch zu sehr steigern.“

Er hielt die Briefe in der Hand, die sie ihm übergeben hatte, und zog auch seinerseits langsam ein Päckchen aus der Brusttasche.

„Wenn Sie's durchaus befehlen, mein Fräulein, muß ich mich fügen, obgleich ich nicht weiß, wie ich diesen Bruch verwinden werde. Für alle Fälle,“ schloß er, indem er ihr die

Briefe hinreichte und die von ihr dargebotenen einsteckte, „versichere ich Sie aber, daß die Dame, mit der Sie mich im Ausstellungspark gesehen haben, meine Cousine war.“

Mit tiefem Gruße entfernte er sich.

Lona ihrerseits machte sich Vorwürfe, daß sie ihm vielleicht doch Unrecht gethan hätte. Wie, wenn seine Begleiterin im Ausstellungspark wirklich seine Cousine gewesen wäre? Freilich die zärtlichen Blicke — — aber vielleicht hatte sie in ihrer Eiferluht auch ein wenig zu scharf gesehen. —

Unglücklicher als je zuvor begab sie sich in die Musikstunde. Am folgenden Tage stand der Portier Schulze in Wenzel's Privatkontor.

„Na, Schulze,“ redete der Hausbesitzer ihn an, „wie haben denn die Hinterhäuser die Miethsteigerung aufgenommen?“

„Welche Miethsteigerungen?“

„Nun, ich habe sie ja alle gesteigert.“

„Davon weiß ich nichts, im Gegentheil, alle Bewohner des Hinterhauses rühmen Sie, Herr Wenzel, daß Sie der einzige in der ganzen Straße sind, der nicht gesteigert hat.“

„Unmöglich,“ fuhr Wenzel auf, „der Postbote wird die Briefe noch nicht abgegeben haben. Gehen Sie doch noch einmal, Schulze, und erkundigen Sie sich.“

Der Portier wurde durch den Postboten abgelöst.

„Fräulein Lona Wenzel,“ sagte dieser geschäftsmäßig.

„Ist gut! Warum werfen Sie nicht in den Briefkasten?“

„D bitte, es sind vierundzwanzig Einschreibebriefe an Fräulein Lona Wenzel.“

„Vierundzwanzig —“ Das Wort blieb dem Hausbesitzer in der Kehle stecken. Endlich ermannte er sich soweit, seine Tochter zu rufen.

„Uebergehen wir die nächsten fünf Minuten.“

Herr Wenzel befand sich mit seiner Tochter allein. Auf dem Tische lagen einige der vierundzwanzig Briefe geöffnet.

„Mit dem Menschen hast Du also Liebesbriefe gewechselt?“

„Ich liebe ihn doch nun einmal,“ erwiderte Lona weinerlich.

„Und wie kommen Deine Briefe wiederum eingeschrieben an Dich zurück?“

„Ach, Väterchen, ich fürchte, ich habe gestern in meiner Zerstretheit etwas Schönes angerichtet. Die Briefe, die Du mir zum Besorgen gabst, werde ich wohl Karl gegeben haben, und statt dessen hat Schulze diese Briefe hier zur Post gebracht und einschreiben lassen. Karl ist ein so ordnungsliebender Geschäftsmann, daß er jeden Brief, den er mir durch einen Boten übersandte, mit meiner vollständigen Adresse versehen hat. Schulze hat nun offenbar, da ich ihm die Briefe zum Einschreiben gab, die Couverts zugehiebt, mit Marken versehen und, da er selbst Geschriebenes nur schlecht lesen kann, ohne weiteres auf die Post besördert.“

„Und auf diese Weise,“ rief Papa Wenzel händeringend, „muß ich ein paar Hundert Mark verlieren.“

„Ach, lieber, guter Vater, Du brauchst es ja nicht, und die Leute im Hinterhause —“

„Und nun kommt noch gar Deine Liebesgeschichte dazu! Nachdem Du Dich mit dem Menschen kompromittirt hast, brichst Du nun mit ihm. Dein Ruf ist dahin, und nun kannst Du zuhause —“

„Ach, Vater,“ kispelte Lona, „ich habe ihm heute Morgen schon geschrieben, daß ich ihm verzeihe und daß ich mit ihm am Denkmal zusammentreffen will.“

„Diesmal will ich aber bei dem Stellbildein zugegen sein, und wehe ihm, wenn — — na, wir werden ja sehen.“

Was Herr Wenzel gesehen hat, muß ihn doch wohl befriedigt haben, wenigstens durfte Herr Karl Liebig bereits am nächsten Sonntage sein Bräutchen in seine Arme schließen.

Allerlei.

Eine hübsche Geschichte hat sich kürzlich in Berlin zugetragen. Ein dortiger Restaurateur ist seit längerer Zeit bemüht, sein Geschäft zu verlaufen. Kürzlich meldete sich ein in Friedenau wohnender, anscheinend zahlungsfähiger Käufer, welcher an einem bestimmten Nachmittage sein Erscheinen zusagte, um das Geschäft zu besichtigen. Der Restant erschien auch und da er dem Restaurateur nicht persönlich bekannt war, so wurde sein Erscheinen nicht beachtet. Descheiden nahm er an der Thür Platz; von hier aus konnte er den Gang des Geschäftes am besten beobachten. Er war erstaunt über die große Zahl der Gäste, der Kellner hatte alle Hände voll zu thun, um sie zu bedienen. Ungefähr eine Stunde mochte er dort unbeobachtet gesessen haben, als einer der Gäste, der ihm bis dahin den Rücken zugewendet hatte, sich erhob, um auszutreten. Hierbei bekam er den an der Thür Sitzenden zu Gesicht. Er sagte ihm scharfer ins

Auge, ging dann auf ihn zu und begrüßte ihn als einen alten Bekannten, wozu er die Frage knüpfte, was er in Berlin zu thun habe. Der Gefragte erwiderte ausweichend und gab seiner Verwunderung darüber Ausdruck, daß sein Bekannter, der außerdem noch etwas mit ihm „verwandt“ war, sich schon bei Tageszeit in lustiger Gesellschaft befinde. „Die Sache hat ihren Dafen“ — lautete die in leistem Flüßertone erteilte Antwort. „Der Budiser hier will sein Geschäft verkaufen, heute soll der Käufer kommen und nun sind wir Alle eingeladen worden, damit die Bude auch ordentlich voll ist. Segen Sie sich nur bei uns an den Tisch, Sie haben völlig freie Fede und auch sauren Alal dabei. Dem Friedenauer Herrn ging ein Licht auf. Ein verständnißvolles Nücheln ging über seine Züge. Er erklärte, an dem Stammtisch Nag nehmen zu wollen, es wäre ihm aber lieb, wenn er unter dem Namen „Meier“ vorgestellt würde. Dies geschah denn auch. Dem angeblichen Herrn Meier schmecken Alal wie Getränke vorzüglich, er bedankte sich dann bei dem Wirth für die ihm bewiesene Freundschaft und entfernte sich darauf, ohne gezählt zu haben. Am folgenden Tage erhielt der Wirth einen Brief aus Friedenau. Sein Alal sei gut, das Bier vorzüglich gewesen, bei der Brauerei solle er nur bleiben. Von einem Kauf des Geschäftes war nicht mehr die Rede.

Erinnerungen aus dem Kongostaate. In den „Münch. Neueit. Nachr.“ veröffentlicht ein Arzt interessante Erinnerungen aus dem Kongostaate, denen wir Nachstehendes entnehmen: Eine sehr interessante Abwechslung in dem etwas eintönigen Leben in Barana (dem Hauptstapelplaz des Kongostaates) bildet zuweilen die Antunft eines „Königs“ mit Gefolge. Voran schreitet der Edle, in einem höchst lächerlichen Kostüm, einem alten verwitterten Schüßengrock, dessen dunkle Herluftung sehr wohl bis Rindchen oder Nürnberg reichen kann, einem Helm aus dem vorigen Jahrhundert, in der Hand einen großen Stod mit riesigem Messingknopfe, etwa wie ihn unsere Museumsdiener tragen; Hosen und Schuhe gelten als Luxus; statt der erstenen hat sich Majestät mit dem Felle eines Leoparden umgürtet, dessen Schweiß zwischen den Füßen des Trägers nachgeschleift wird; letzteres ist ein Zeichen der königlichen Würde. Unmittelbar hinter ihm folgt Excellenz „Minister“, aber nur mit einem Rock angehan, dann eine Anzahl Sklaven im „afrikanischem“ Kostüm. Auch mit machten einige „Fürsten“, als sie gehört hatten, daß ein „neuer Doktor“ da sei, ihre Aufmerksamkeit. Die ganze Geschichte läuft auf die erbärmlichste Bettelei hinaus. Sie wollen — Schnaps und Tabak haben und, wenn es irgend geht, eine — schriftliche Empfehlung, um damit bei anderen Weisern von Neuem helfen zu können. Man sieht, die Herren Negers-Potentaten haben sich das Protektionswesen, eine Erziehungsschicht moderner Kultur, bereits angeeignet. Einmal sah ich mich veranlaßt, einem dieser Fürsten gut heimzuleuchten. Er kam mit seinem ganzen Gefolge zu mir, um mich zu konsultiren. Ich bereitete ihm eine Medizin, gab die nöthigen Verordnungen und schenkte ihm sogar einen zinnernen Glössel zum Einnehmen, weil der Erlauchte sich nicht im Besitze dieses für uns so unentbehrlichen Wirtshausgegenstandes befand. Als ich dem König, um ihm zu zeigen, wie man die Arznei einnimmt, den Löffel an den Mund führte, nahm er mir ihn aus der Hand und reichte die Medizin einem Sklaven. Als er bemerkte, daß sie diesem gut schmeckte (es war Jodsalz mit Syrup), gab er jedem der anderen Sklaven, zuletzt dem Minister, je einen Löffel. Jetzt war Majestät fest davon überzeugt, daß ich ihm kein Gift gereicht habe, und nahm selbst ein. Natürlich war die etwa 150 Gramm enthaltende Flasche auf diese Weise fast geleert, und ich mußte die Arznei von Neuem bereiten. Einige Minuten, nachdem ich mich in mein Arbeitszimmer zurückgezogen hatte, erschien der König von Neuem und bettete mich um Schnaps und Tabak an. Ich gab ihm und seinen Leuten reichlich, weil mir aus dem vom Chef des Hauses zu Theil gewordenen Rathschlägen und schon gesammelten Erfahrungen bekannt war, wie man sich in solchen Fällen zu verhalten habe. Er bettete sich, daß er als „König“ zu wenig bekommen habe, ich warf ihn hinaus, er kam nochmals wieder, und jetzt blieb mir weiter nichts übrig, als den Edlen mit einer Nilpferdweiche davonzujagen, einen — König! Daß dieses schwere erimen laesae majestatis keine diplomatischen Verwickelungen herbeiführen, im Gegentheil unsere Freundschaft nur noch fester kiten würde, war mir von vornherein klar und ich täuschte mich auch nicht. Es ist wunderbar, ja geradezu rührend, ein wie wichtiges und richtiges Gefühl die Neger für verdiente Strafe haben; werden sie schuldlos geächtigt, so kennet ihre Wuth und ihr nachtragender Haß keine Grenzen, im anderen Falle sind sie sofort veröhnt. So erichien denn der Wiedere ganz vergnügt und harmlos bald wieder bei mir und bettete mich um eine — Empfehlung an! Noch ärgerlich über die fortwährende Bettelei und Dickfelligkeit, gab ich dem Manne folgende „Empfehlung“ in englischer Sprache, die ihm natürlich unbekannt war. „Fürst N. N. ist ein strecher, aufdringlicher Bursche, ein Bettler niedrigster Sorte, und sollte von jedem Weisem, den er aufsucht, ohne Weiteres davongejagt werden!“ Hochbeglückt über dieses Schriftstück erschien er bald damit auf einem englischen Schiffe, wo er es stolz dem Kapitän überreichte. Man kann sich vorstellen, welche Wirkung auf Zwertsell und Achtmusteln des Kapitans, wie der Schiffsbesatzung meine sonderbare „Empfehlung“ äußerte. Zum Glück hat sie kein Unglück angerichtet, was mir sehr lieb war, denn ich empfand darüber doch einige Scham, die wirklich rührende Harmlosigkeit und das kindliche Vertrauen des Mannes getauft zu haben.

Ägyptische Liebeslieder. Professor Max Müller hat soeben eine Sammlung von Liebesgedichten der alten Ägypter herausgegeben. Das Buch, das die bedeutendsten Proben der altägyptischen Poesie vereint, ist von großem, allgemeinerem Interesse. Vor vier Jahrtausenden schon besang der alte Ägypter seine Geliebte mit demüthiger Verehrung und das junge Mädchen ließ seiner Sehnstucht poetischen Ausdruck. Die alten Ägypter waren durchaus keine Asketen, aus ihren Dichtungen spricht Lebensfreude und Thakraft. Die Heirathen wurden natürlich von den Eltern vermittelt — bei den Knaben mit 15, bei den Mädchen mit 12 Jahren; oft aber hatte auch schon bei ihnen die Pflicht mit der Liebe einen barten Kampf zu bestehen, Scheidungen kannte man nicht, dagegen bestand in den älteren Zeiten die Polygamie neben der einen rechtmäßigen Frau ziemlich öffentlich, verschwand aber später. Die vollständige Sammlung von Liebesliedern fand sich in einem Londoner Papyrus, der wahrscheinlich in die 18. oder 19. Dynastie gehört. Es ist auffallend, daß in den Liebesliedern stets das Wort „Schwester“ als Anrede der Geliebten gebraucht wird, vielleicht geht dies auf die Sitte der Pharaonen zurück, ihre Schwestern zu heirathen, um ihr Blut rein zu halten. Der Ausdruck ist in diesen Gedichten freilich oft noch sehr unbeholfen, und merkwürdiger, schwer verständliche Bilder werden herangezogen, um den Empfindungen Ausdruck zu verleihen, aber sie zeugen oft von zarten Gefühlen und sie sind meistens einfach, epigrammisch in der Diktion. Da finden wir z. B. die „Klage“ einer verlassenem Geliebten, die — in freier Uebersetzung — folgendermaßen beginnt: „Ich wende meine Augen zum äußeren Thor, Siehe, es kommt mein Bruder zu mir, Meine Augen heffen sich starr auf den Pfad, Mein Dor lauscht, ob die Klinken sich rührt. . .“ Es folgen dann Klagen, daß der Geliebte nichts mehr von ihr wissen wolle, während sie nur an ihn denke und in ihm lebe. . . Ein anderes: „Auf die Pilgerfahrt Bin ich gegangen Mit den Nuderen Zu kämpfen auf Befehl, meine Myrthenbindel auf der Schulter, So bin ich gegangen zu Anchtue; Zu Pfad, dem Gott der Wahrheit, will ich sagen, Gib mir meine Schwester unter den Bäumen, Ihre Lippen überfluthen von süßesten Weinen. . .“ Eine hübsche Pastorelle ist die „Einladung der Vogelstellerin“: „Der Pfad deiner Schwester, der Geliebten deines Herzens, fährt zur Hecke, O mein theurer Bruder, Was immer du wünschst, gewährt dir mein Herz, Alles will ich dir bringen. . . Alle Vögel Arabiens fliegen über Ägypten, Gesalbet in Myrthen, Die bestien, die kommen, Mein Neg hat sie gefangen, Sie bringen ihren Wohlgeruch von Arabien, die Fersen voll Balsam. Meine Wünsche fliegen, dich zu treffen, Zusammen wollen wir sie betreiben, Hören sollst du den schärfsten Schrei Meiner Myrthengefalbten, Wenn du bei mir bist. . .“ Sehr beliebt sind kurze Epigramme: „Die Umarmung“: „Wenn ich dich umschlinge und deine Arme um mich fühle, Bin ich au einmal im fernen Arabien, Wie einst mit Abira — gelast mit Del.“ Oder — etwas prosaischer —: „Wenn ich küsse deine offenen Lippen, Bin ich im Rauhe wie vom Bier. . .“ Goethes „Liebhaber in allen Gestalten“ ist die Variation eines uralten Mottos, wie Folgendes zeigt: „Ich wünscht, ich wäre der Ring, der rund um deinen Finger sich windet! Dann würdest du mich immer behüten Als Schmutz deines Lebens.“ Oder: „Wäre ich ach! nur der Kranz von Myrthen, O theure Schwester! Wie würde ich fest deinen lieblichen Nacken umklammern.“

Vom Büchertisch.

— Deutschlands Seeinteressen, der Schutz und die Förderung von Industrie und Handel auf dem Weltmarkt, um dessen Besitz die großen Staaten jetzt wetteifern, — diese großen nationalen Verthe verlangen und finden in unieren Tagen im ganzen deutschen Volke mehr und mehr Anerkennung. Eine Uebersicht, eine Würdigung für sie zu gewinnen, dies stellt sich ein „Jahrbuch für Deutschlands Seeinteressen“ zur Aufgabe, das der durch seine früheren Veröffentlichungen „Altes und Neues zur Flottenfrage“ und „Neue Beiträge zur Flottenfrage“ bekannt gewordene, sich Nauticus nennende Verfasser (soeben bei E. S. Mittler u. Sohn, königliche Hofbuchhandlung, Berlin, Preis 2 M.) herausgegeben hat. Schon dieser erste Jahrgang läßt erkennen, wie nützlich ein solches Sammelwerk von Aufsätzen ist, in denen die vielseitigen, dem Schutze unserer Seemacht anbedinglichen Interessen des deutschen Volkes erörtert und zur Geltung gebracht werden. Alle darin enthaltenen volkswirtschaftlichen, statistischen und marine-technischen Angaben sind neuesten Datums. Die Trennung des Buchinhaltes in Einzelaufsätze, die wiederum in leicht erkennbare Unterabschnitte getheilt sind, soll dem Leser die Benutzung des Buches als Nachschlagewerk — wozu es in erster Linie bestimmt ist — erleichtern. Zur Unterstützung dieses Zweckes ist hinten ein ausführlicher Index angegeschlossen. So eingerichtet, wird sich das Buch bald für alle Gebildeten, die in unserer raschlebigen, in den Ereignissen sich überschlagenden Zeit dem Werdegang unieres wirtschaftlichen Aufstieges und dem Aufblühen unserer jungen Marine mit Verständnis folgen wollen, unentbehrlich machen. Auf dem Arbeitsisch der Männer der Feder, der Parlamentarier, der Industriellen und Kaufleute wird es dauernd seinen Plaz finden. Dem, der das Buch in Augenblicken der Mühe, der Erholung von geistiger Arbeit zur Hand nimmt, wird es durch seinen reichen, fesselnden Inhalt neue Eindrücke und anregende Abwechslung schaffen.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Walter Gedensleben. Druck und Verlag von Otto Zöfel, Halle (Saale), Leipzigerstr. 87.